

Ingrid Maria Lang

Wassermoleküle

Roman

verlags
haus
hernals

verlagshaus
hernals

Die Handlungen und Personen dieses Romans sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen
sind reiner Zufall und keinesfalls beabsichtigt.

Copyright © Verlagshaus Hernal, Wien 2010
Alle Rechte vorbehalten.
www.verlagshaus-hernal.at
Coverbild: Herbert Graf
Grafik: Johannes Ebner
Satz: b+R satzstudio, Graz
ISBN 978-3-902744-11-1

Willst Du mit mir gehn,
Licht und Schatten verstehn.
Dich mit Windrosen drehen,
Willst Du mit mir gehn.

Willst Du mit mir gehn,
Wenn ich nicht mehr bin wie einst.
Willst Du mit mir gehn,
Auch wenn Du um gestern weinst.
Wenn jedes Schweigen uns verrät,
Tröstet mich auch dann ein Wort von Dir.

Man nennt es Liebe, man nennt es Glücklichsein,
Keine Sprache hat mehr als Worte.

Willst Du mit mir gehn, ...

Miriam Frances/Daliah Lavi, 1971

H₂O Wasser-Chemie Was ist Wasser?

Wenn man Wasser in immer kleinere Teile teilt, so kommt man irgendwann an dem kleinsten Teil an, aus dem sich das Wasser zusammensetzt, dem Wassermolekül. Das Wassermolekül hat in der Chemie die Formel H₂O. Dieses Molekül besteht wiederum aus zwei Atomen Wasserstoff und einem Atom Sauerstoff. Das Wassermolekül ist so klein, dass, würde man ein Schnapsglas mit Wasser über Europa ausschütten und jedes Molekül so groß wie ein Sandkorn wäre, ganz Europa mit einer zwei Meter hohen Sandschicht bedeckt wäre.

Inhaltsverzeichnis

PROLOG – NOVEMBER 1987	II
I. 1961 – 1971	15
Hüben und drüben – In den Kirschen	
II. August – September 1987	31
Manchmal bist du Hammer, manchmal bist du Amboss – Zwei vom gleichen Stamm – Sweet Little Thirteen – Das Café Schwob – Ein großes Appetitbündel	
III. 1972 – 1974	75
Die Damen vom TC Buchenpark – Miezekatze tanze – Vierfinger – Osis Absinth – Schlangenhaut und Messerwerfer – Gott am Sonntagmorgen – Ein Eimerchen und eine rote Schaufel	
IV. 1974 – 1975	119
Zwei Jahre, vier Mal die Woche – Alpenkuh, Rasseln und Tröten – Ruckedigu ist Blut im Schuh – Goldregen – Rotkäppchen lernt fliegen – Sterben auf Raten – Eine berühmte Familie – Mr Baines kaputtes Bein – Der König von Burundi	
V. 1975 – 1976	175
Piccolo dolce melone – Zwei müde Kätzchen und ein streunender Hund – Samstagnacht bis Sonntagmorgen – Grüner Satin – Fredi & Ferdi – Schnee-weißchen auf Rosenrot – Kinderland ist abgebrannt – Johnny Cash im Morgengrauen	

VI. 1976 – 1977 227

Salto aus dem Stand – Girlfriends – Herbstmeisterschaft – Der Gute, der Böse, der Hässliche – Alles hat ein Ende, nur die Wurst hat zwei – Königs-Preis-schnapsen in Riedelsbrunn

VII. November 1987 – Jänner 1988 263

Fluchttier – Willst du mit mir gehen – Ein hoher Gewinn und ein tiefer Sturz

Da war der Fluss, in dem sich die Sonne spiegelte wie in gesplittertem Glas. Da war das Tuten der Schleppkähne, die sich stromaufwärts pflügten, auf dem Deck hängten Frauen Wäsche auf, Kinder winkten und riefen in einer fremden Sprache. Da waren die Nebenarme, still und moorig, beschattet von Erlen und Weiden.

Da war ein Paddelboot, grün und rot wie eine Melonenspalte. Da waren ein rotes Puch-Fahrrad, ausgelatschte Leinenschuhe, Fruits of the Loom T-Shirts und ein schwarz-weißer Adidas Matchsack. Da waren eine Lysol geputzte Schwimmhalle morgens um halb sieben, der scharfe Pfiff aus der Trillerpfeife des Trainers, der fröstelnde Schauer beim ersten Eintauchen in das Chlorblau.

Da waren der Geruch von Lavendelseife, der behutsame Druck der Bürste, bevor sie mein Haargestrüpp in Strähnen teilte und zu einem Zopf flocht. Da war die Anmut ihres schwimmenden Körpers, den sie mit ruhigen, gleichmäßigen Kraulzügen durch das Wasser gleiten ließ. Da war ihr Lachen, da war ihr Stolz.

Da waren seine kräftigen Hände, die Haut weich gegerbt im täglichen Schweiß dick gepolsterter Arbeitshandschuhe. Da waren seine von Tabak und von Fernet geraspelte Stimme, sein weinbrandsüßer Atem an einem Sonntagmorgen nach einer Kartennacht im Café Schwob. Da waren seine Augen, warm wie dunkler Milchkaffee mit einem Schimmer von poliertem Gold.

PROLOGNovember 1987

Ich war noch nicht geboren, da hing ihr Bild schon an der *Wand der Sieger*, Stolz von Klubpräsidenten und Funktionären. Heute strahlen sie im Schein moderner Halogenlampen auf die Besucher herab, all die Sieger und Rekordhalter, jene, deren sportliche Erfolge längst Vergangenheit sind, und jene, für die sich die Zukunft gerade von der verheißungsvollsten Seite zeigt. Und im Mittelpunkt, unübersehbar im goldgerahmten Großformat, Europameisterin 1960 – Elvira Hartmann. So jung, so strahlend. So schön.

Als Kind hat es mir nie etwas ausgemacht, in ihrem Schatten aufzuwachsen. Im Gegenteil, ich habe es geliebt.

„Du, stimmt das, die da auf dem Foto in der Eingangshalle vom Schwimmbad, du weißt schon, die mit dem Pokal, das ist deine Mutter?“

„Stimmt.“

„Wieso steht dann da ein anderer Name?“

„Weil das war, bevor sie meinen Vater geheiratet hat.“

„Und sie ist Europameisterin? Aber sie arbeitet doch im Handarbeitsgeschäft.“

„Schwimmen war vorher.“

„Vorher? Wann vorher?“

„Na, wie sie noch nicht im Handarbeitsgeschäft gearbeitet hat.“

„Wann war das?“

„Na, wie ich noch nicht auf der Welt war.“

„Da hat sie alle diese Pokale gewonnen? Alle, die da in der Vitrine stehen?“

„Fast alle. Ja.“

„Und dann hat sie dir das Schwimmen beigebracht?“

„Ja.“

„Tatsache?“

„Tatsache.“

Wie oft in den vergangenen Jahren habe ich mir gewünscht, wieder die Schwingtüren mit den Milchglasscheiben aufzustoßen, vorbei zu gehen an der

Wand der Sieger, über die Steinstiegen hinauf zu den Garderoben, wo die Luft dunstig und schwer ist, wo es nach Seifenlauge, Gummi und Schweiß riecht, nach feuchtem Nylon, Haarshampoos, BAC Deodorant und aufgeweichten Mars-Riegeln zwischen Handtüchern und Baumwollsocken.

Draußen dann in der Halle empfängt einem die Kühle von Kacheln und Chlor, das leise Rauschen der Umwälzanlage, das spiegelnde, schwingende Blaugrün der Wasseroberfläche unter den Lichtstrahlern.

Von hier oben, der Galerie im zweiten Stock, dort, wo meine Mutter ungezählte Male mein Training beobachtet hat, schaue ich jetzt hinunter auf das Treiben im Becken und alles ist mir so gegenwärtig, als wäre ich gestern das letzte Mal hier gewesen.

Wenn ich sie beobachte, diese Zehn- und Zwölfjährigen mit ihren schmalen hüftlosen Körpern, den langen Beinen, den konkaven Schenkeln, in denen aber schon eine Menge an Stärke und Zähigkeit stecken, ihnen zuschaue, wie sie pfeilartig in das Becken gleiten, ihre Arme mit entschlossenen, kräftigen Zügen das Wasser durchpflügen, frage ich mich, welche Träume und Visionen in den Köpfen dieser Mädchen stecken mögen, welche Erwartungen sie wohl an das Leben stellen. Ob sie sich ihre Zukunft als eine ständige Aufwärtsbewegung vorstellen, sich in einer Welt sehen, die voll ist von prall gepackten Sporttaschen, Flug- und Bahntickets, von fremden Hotelzimmern, exotischen Städten, von Titelblattfotos, Fernsehkameras und Mikrofonen? Oder werden sie ihre Bedeutung in einer Welt der Ordnung suchen? In einer immerwährenden Liebe, vollautomatisierten Küchen, Autos mit einem Stern auf der Kühlerhaube und Kinderwagen in italienischem Design?

Wir waren damals von jenem Optimismus erfüllt, den noch nicht die Rätsel und die Verwirrtheit der Adoleszenz trübte: Wir waren fröhlich und vorlaut, misstrauisch und neidisch, schadenfroh, traurig und voller Liebe. Glückliche Mädchen eben. Was sollte uns schon geschehen?

Es gab Mädchen mit Spitznamen und solche ohne. Die *mit* bildeten den Eliteklub, die *ohne* mussten sich in der Warteschlange einreihen.

Da waren Zicki Zischler, die eigentlich Sieglinde hieß, deren Eltern einen Ponyhof betrieben und die immer nach Stall und Pferden roch; Traudl Meier, die wir Wieselchen nannten, nicht weil sie im Wasser so schnell war, sondern weil sie ständig am Laufen und Hüpfen war, immer drei Dinge auf einmal tun wollte; Poppi Schubert, die ihren Vornamen Pauline hasste und sich vor jedem Training die Beine rasierte, obwohl es gar nichts zu rasieren gab und Therese Hohlbein, die Älteste unserer Gruppe, die leidenschaftlich gerne doppelt bestrichene Margarinebrote aß und deren Vorname deshalb zu Thea wurde.

Die mit den fuchsbraunen Haaren und den Sommersprossen, die immer um einen Armzug schneller als die anderen war, die mit der berühmten Mutter, über die die Mädchen tuschelten, aufgeregt durcheinander schnatterten, wenn sie von ihr angesprochen wurden, während sich die Tochter gelangweilt zur Seite drehte, das war ich, Amelie Abgott, genannt Foxy. Nicht nur wegen meiner Haare, sondern weil ich im Ruf stand, eine schlaue Taktikerin zu sein.

Zicki erlebte ihren siebzehnten Geburtstag nicht mehr, wurde von einem miesen Tumor im Kopf aus ihrem Leben verwiesen; Wieselchen fiel 1977, zwei Wochen vor der Jugendeuropameisterschaft, im Garten ihrer Eltern beim Äpfelpflücken von der Leiter, brach sich den rechten Mittelhandknochen und beide Beine, mit dem Schwimmen war es vorbei; Poppi verliebte sich in einen australischen Rückenschwimmer und lebt seitdem irgendwo an der Sunshine Coast; Thea hat heuer ihren 27. Geburtstag gefeiert und wird in zwei Wochen bei der WM in Madrid noch einmal an den Start gehen.

Und Foxy? Hat ihren Ruf verloren und ihre Träume verraten.

verlagshaus hernals

I.

1961–1971

Hüben und drüben – In den Kirschen

Der Geistfelder Aussichtsturm, errichtet am Höllenhügel, der höchsten Stelle der Bergkette, die unsere Stadt im Osten begrenzt, ist bis 1976, als eine junge Frau im Morgengrauen zwölf Meter in die Tiefe springt und der Turm darauf hin für Besucher gesperrt wird, ein beliebter Ort für Liebespaare und Sonntagsausflügler.

Wer weder verliebt ist, noch das letzte steile Stück den Berg hinauf klettern will, setzt sich auf die Terrasse von Blinkers Ausflugslokal, bestellt eine Schale Filterkaffee und ein Stück Haustorte und die Kinder schlürfen Blunz-Orange mit einem bunt geringelten Halm aus der Flasche.

An klaren Tagen kann man über die ganze Stadt und den Fluss sehen, bis hin zu der großen Kehre, wo sich die mächtigen Umrisse der Schiffswerft hochrecken.

Nach der Schneeschmelze sind die schilfbewachsenen Schotterbänke, die wie riesige graue Finger in den Flusslauf ragen, bedeckt mit Schlieren von vereistem Schlamm, Flechten und Treibholz, der Boden in den Auwäldern noch hart gefroren mit kristallinen Inseln aus Schnee über dem Winterlaub. Aber die zum Fluss hin abfallenden Dammwiesen beginnen schon weiß zu sprenkeln von Schneeglöckchen und Knotenblumen. Später schießen Wiesenklees und Dotterblumen hoch, sirren Insekten zwischen Disteln, Ranken und Zittergras und die Luft ist erfüllt von einem Duft wie warmer Sirup.

An den Sommersonntagen lässt man sich vom Bootsverleiher Rudl Michalik mit dem Motorboot über den Fluss setzen, lagert auf den Sandbänken oder leistet sich eine Familienkarte zu zehn Schilling ins Strombad, wo man rotgestreifte Liegestühle mieten kann, wo es ein Sprungbrett und einen Fünfmetersturm gibt, Getränkebuden, Eiswaagen und ein Terrassenlokal mit Sonnenschirmen.

Den Fluss entlang führt die soziale Trennlinie der Stadt: Eine breite, mit Kastanienbäumen gesäumte Promenade, die an einem Rundbogen aus roten

Ziegeln und Eisengestänge endet, dem Durchgang zur Löwenbrücke. In der Mitte der Brücke, auf der Brüstung der steinernen Geländerpfeiler, prangen beiderseits die Figuren von zwei liegenden Löwen – einer hat das rechte Ufer im Auge und der andere das linke.

Das linke Ufer ist das vornehme „Drüben“, wo sich in großzügig angelegten Gärten über Generationen Ererbtes hinter Rosenbüschen und Buchsbaumhecken verbirgt: Villen mit cremefarbenen Fassaden und moorbraunen Holzjalousien, mit Erkern, Türmchen und Namensschildern wie ‚Villa Valmer‘ oder ‚Villa Rosa‘ über der Eingangstüre. Wo sich in den Siebzigern dann vor schneeweißen Bungalows mit Flachdächern und Doppelgaragen auf Millimeter gestutzte Rasenteppiche ausbreiten und hinter den Häusern die blauen Rechtecke der Swimmingpools in der Sonne glitzern.

„Hüben“, das ist die rechte Uferseite, wo sich das Zentrum ballt und das Hinterland ausbreitet mit Bauernhöfen, Kleingartensiedlungen und Weingärten an den Berghängen. Und dem „Garten Eden“, wie die menschenleere Gegend am östlichen Ende der Stadt genannt wird, wo ein still gelegter Güterbahnhof und ein paar ausrangierte Waggons auf unkrautüberwucherten Gleisen Landstreichern, streunenden Katzen und ab und zu auch Liebespärchen Obdach gewähren.

Jedes Jahr im Frühsommer baut ein Wanderzirkus dort auf der kahlen Wiesenfläche Zelte, bunt bemalte Wohnwägen und Tierkäfige auf. Hinter Gitterstäben kann man ruhelose Tiger mit wund gescheuertem Fell, zahnlose Affen und kläffende Pudeln in Flitterkostümen besichtigen. In einem hölzernen Rundgitter stehen Ponys mit hängenden Köpfen; für einen Fünfer können die Kleinsten ein paar Runden reiten. Noch Tage später, wenn der Tross längst weitergezogen ist, riecht es da draußen nach Pferdemit, Sägespänen, heißen Würstchen und gebrannten Mandeln.

Und am letzten Augustwochenende wird aus dem „Garten Eden“ ein riesiger Rummelplatz mit Buden, Karussell, Schiffschaukel und Irrgarten.

Mein Vater kommt von „hüben“, meine Mutter von „drüben“.

Sie wächst in einer Achtzimmer-Villa mit immergrünem Kletterfeigen an der Fassade auf, er in einem bescheidenen Einfamilienhaus, das sein Großvater gebaut hat. Sie besucht den Privatkindergarten ‚Deutsches Kinderland‘, der nach Kriegsende wieder zu dem der ‚Seligen Schwestern von unserem Heiland‘ wird, erwirbt mit sechs als jüngstes Mitglied des SC Neptun das Frühschwimmerabzeichen und drei Jahre später hat sie bereits alle Rekordzeiten ihrer Altersklasse unterboten.

Er fällt mit fünf vom Bootsteg ins Wasser, was aus ihm einen ausgezeichneten Schwimmer macht, treibt sich am Fluss und in den Auen herum

und weder Elternvorladungen noch schlechte Betragen-Noten halten ihn vom Schuleschwänzen ab.

Sie wird mit dreizehn zur Waise, mit fünfzehn das erste Mal Staatsmeisterin über 100 und 200 Meter Freistil, mit achtzehn legt sie am Anton-Hanak-Gymnasium die Matura ab und drei Wochen später wird sie mit Rekordzeit Europameisterin.

Er beginnt mit fünfzehn eine Lehre als Maschinenschlosser auf der Schiffswerft, kennt mit sechzehn jedes Café mit Jukebox im Umkreis von dreißig Kilometern und weiß Bescheid in welchen Dörfern der Umgebung an den Wochenenden von Mai bis September Rummel und Tanzereien angesagt sind.

Sie löffelt ihr Eis in der Konditorei Melzer, trifft ihre Freunde beim Fünf-Uhr-Tee im Tanzcafé Nautic und besondere Anlässe werden im Restaurant Ambrosi gefeiert.

Er hat mit zwanzig seinen Wehrdienst abgeleistet, arbeitet als Jüngster in der Truppe vom „Schinderhannes“, dem härtesten Kolonnenführer auf der Werft, kauft sein erstes Motorrad, eine übertragene Triumph Tiger und verstrickt sich in eine heimliche, heftige Romanze mit einer verheirateten Frau, die zehn Jahre älter ist als er.

Sie ist mit neunzehn schon herum gekommen in der Welt, war in Innsbruck, München, Budapest und San Remo, auch wenn es meist nur die Schwimmhallen sind, die sie zu sehen bekommt. Sie ist eine lokale Berühmtheit, sie ist Elvira Hartmann. *Das sportliche Aushängeschild der Stadt.*

Er ist bekannt wie ein bunter Hund, nicht nur in der Stadt, in der ganzen Umgebung, der „fesche Schorsch“ nennen sie ihn, den Abgott Georg mit den brikettschwarzen Haaren und dem unverschämt fröhlichen Grinsen. Und wenn er ein Mädchen am Sonntag zu einem Nachmittagslikör in sein Mansardenzimmer einlädt, *Heartbreak Hotel* und *One Night* auf den Plattenteller legt, dann sagt es nicht nein, wozu auch immer.

Sie und ihre Schwester, Elvira und Xandra, die ‚Hartmann-Schwestern‘, bewegen sich in einem Verehrerkreis von Shetlandpullovern, Seitenscheiteln und studentischer Arroganz, hören Pat Boone und Connie Francis, wissen, wann man *Nein* sagen muss und wann man *Vielleicht* sagen darf. Ohne Zweifel sind sie die attraktivsten Mädchen der Gegend, zwei leuchtende Funkelsteine unter einem Kleinstadthimmel.

Was sind sie wert, Provinzstammbaum und betuchte Familie? Wenn man gegen blitzblanke Milanos und messerscharf gebügelte Hosen antreten muss, gegen Espressoaugen und Elvis-Lächeln? Nicht viel, wie sich bald herausstellt.

Manchmal ist es so einfach, sich zu erinnern: An einen Frühsommer-sonntag, zu kühl noch, um im Fluss zu schwimmen, aber warm genug für einen Spaziergang auf den Berg und eine Jause auf der Terrasse vom Ausflugslokal. Mein Vater spielt mit seinen Freunden Blinker und Gottfried Schwertfisch Karten, die Zigarette klebt ihm zwischen den Lippen, er lässt den Rauch aus der Nase strömen, blinzelt gegen den beißenden Qualm, reibt sich die Augen, aber aus dem Mund nimmt er sie nur, wenn er aus dem bauchigen Weinbrandglas trinkt, das vor ihm steht.

Ich laufe über die Wiese, werfe Flossi, Blinkers Mischlingshündin Stöckchen und meine Mutter steht am Rand der Wiese und sieht mir zu. Der Wind bläht ihren Rock, gibt den Blick frei auf ihre Beine, auf sehnige Waden und den Ansatz muskulöser Oberschenkel.

Später gehen wir den steilen, gewundenen Weg hinauf zum Aussichtsturm, sie ist schneller als ich, ich kann sie nicht überholen, obwohl ich es immer wieder versuche, und dann sind noch 120 Stufen hochzuklettern, bis wir endlich auf der obersten Plattform stehen. Sie hält meine Hand, wir beobachten die Wolken, weiße Segelschiffe, die zum Greifen nahe über grenzenloses Lichtblau schweben. Bis ich ungeduldig werde, von einen Fuß auf den anderen hüpfen. „Zeig es mir, zeig es mir“, und meine Mutter lacht und sagt, „Ach komm, du weißt doch, wo es steht.“

„Nein, nein, zeig es mir“, ich lasse nicht locker, es ist unser Spiel.

„Na, dann komm her.“ Sie legt ihren Arm um meine Schultern und ihr Finger zeigt auf das Geländer, dorthin, wo ein Herz und die Buchstaben E und G und darunter die Zahl 1961, sauber eingeritzt vom Schweizermesser meines Vaters, zu sehen sind.

Jetzt will ich die Geschichte dazu hören, die Geschichte, die sie mir schon so oft erzählt hat und nach der ich sie trotzdem immer wieder frage.

„An diesem Abend“, sagt sie, „sind dein Vater und ich fast bis Mitternacht hier oben gewesen und Tante Nanna hat sich Sorgen gemacht, ich musste ja immer um zehn zu Hause sein. Sie wusste nicht, wo ich war, nicht einmal Xandra hab ich erzählt, mit wem ich mich treffen wollte.“

„Warum?“

„Was, warum?“

„Mit wem du dich getroffen hast. Warum hast du ihnen das nicht vorher gesagt?“

Sie lacht, sie hat genau so viel Spaß an diesem Spiel wie ich. „Na ja, dein Vater, der war so anders als die jungen Männer, mit denen ich sonst ausgegangen bin. Und er war ja von der anderen Seite des Flusses und ich wusste nicht, wie ich das Tante Nanna erklären sollte.“

„War das schlimm?“

„Dass er von der anderen Seite war? Weißt du, es war nicht gerade üblich, dass sich ein Mädchen aus unserem Viertel mit einem solchen Burschen verabredet.“

„Aber dir war's egal“, sage ich und fühle mich glücklich dabei.

„Ja“, sagt sie, „ja, mir war es egal. An dem Abend war mir das alles egal.“

„Und dann? Was war dann?“

Ich komme an einem Sonntag zur Welt, im Mai 1962. Am 13. Mai um 6:30, so steht es in meinem Geburtsschein.

Ein paar Tage später – es ist frühsummerlich warm, am Flussufer tummeln sich schon Badegäste, Motorboote schnellen über das Wasser und am Himmel häufen sich erste Gewitterwölkchen – bringen sie mich nach Hause. An diesem Tag wird es noch blitzen und donnern, der Regen wird gegen die Fensterscheiben trommeln und der Wind die Äste des Fliederstrauches knicken, aber mich wird das in meinem Schlaf nicht stören.

Sie geben mir den Namen Amelie, aber nur „die Hartmann'schen“, wie meine Großmutter Tante Nanna, Xandra und meine Mutter nennt, werden mich immer so rufen; mein Großvater macht Lili daraus – so nennen sie mich später auch in der Schule – und für meine Großmutter bin ich „das Kind“. Mein Vater hat unzählige Namen für mich, jeden Tag einen anderen.

Mein Zuhause ist das Abgott-Haus am südlichen Rande der Stadt, in unmittelbarer Nähe des Flusses, am Ende einer schnurgeraden Straße, In den Kirschen, genannt. Der Name leitet sich ab von den fünfzehn Kirschbäumen, die sich auf einer Straßenseite verteilen und immer am ersten Samstag im April von zwei Gemeindebeamten an die meistbietenden Interessenten versteigert werden. Bis zu dem Jahr, in dem eine neue Kanalisation gebaut, die Straße verbreitert und die Bäume gefällt werden, erwirbt Großvater den Maikirschenbaum, der zwischen unserem Haus und dem der Nachbarin, Frau Wojwode, steht: Ein mächtiger Stamm mit weit ausladendem Geäst, der schon im April überschäumt von weißen und rosa Blüten.

Unser Haus. Gebaut von Urgroßvater Abgott. Auf der Vorderseite zwei große Fenster, links und rechts davon Treppen, die zu der verglasten, grün gestrichenen Holzveranda führen. Als meine Mutter in dieses Haus kommt, mit mir in ihrem Bauch, einem handflächengroßen Etwas, kaum schwerer als ein Kanarienvogel, zeigt es noch nicht die Stattlichkeit späterer Jahre, als es um ein Dachgeschoss und zwei Badezimmer erweitert wird und Treppen aus kaminroten Klinkerziegeln mit einem Geländer aus Schmiedeeisen die alten durchgetretenen Holzstiegen ersetzen. Aber immer schon kann man von den Fenstern über die Dämme zu den mit Sumpfgas bewachsenen In-

seln und den Auwäldern dahinter sehen, die den Fluss umgeben, ihn beschützen wie grün gepolsterte Wände. Viele Abende sitzt meine Mutter in einem Korbstuhl auf der Veranda, streichelt die warme Wölbung ihres Bauches und beschreibt mir, was sie beobachtet: Winterkälte mit treibenden Eischollen, die überfluteten Ufer nach der Schneeschmelze, die Schwalben, eine endlose Kette grauer Scherenschnitte auf den Drähten der Telegrafmasten, die Abendsonne, die sich mit dem Glasgrün des Wassers zu einem funkelnden Leuchten vereinigt.

Der sichere Boden unter unseren Füßen ist die Küche. Groß wie ein Schiffsdeck. Licht flutet in den Raum, bricht sich in den Buntglasscheiben der Kredenz, im Kristall der Gläser, die darin aufbewahrt werden, verteilt sich im Raum wie Splitter eines Kaleidoskops.

Da gibt es Borde mit geschnitzten Seitenteilen, voll geräumt mit Tellern, Schüsseln und Schalen, da sind Regale mit Porzellangefäßen für Mehl und Zucker, Blechbüchsen für Tee und Kaffee, Stellagen mit Gewürzdosen, einem Salzfaß mit Holzdeckel und einer rankenverzierten Schale mit einer kleinen Elfe als Griff für Großmutter's Lakritzenbonbons. Über den zwei Gasherden, auf deren Flammen ständig etwas brodelte oder brutzelt, hängen auf einer schmiedeeisernen Leiste mit Haken so groß wie für eine Kleiderablage, Schöpfer, Siebe und ein hölzerner Gurkenhobel. Es gibt einen Bilderrahmen, den mein Vater extra angefertigt und mit rotem Filz bespannt hat, auf dem meine Mutter Fotos, meinen Wochentrainingsplan und handgeschriebene Notizen für mich und meinen Vater heftet.

Es gibt einen weißen AEG Santos 200 Liter Kühlschrank mit verchromtem Griff, der später durch die 275 Liter Kühl-Gefrier-Kombi ersetzt wird.

Da ist eine Polsterbank auf der Fensterseite und daneben eine kleine Kommode mit Schubladen für Näh- und Stickgarne, Nadeln, Knöpfe und allerhand Krimskrams und oben drauf steht im Bakelitgehäuse in Schildpattoptik das Minerva UKW-Radio, mit den zwei großen Knöpfen und den vier gelben Tasten. Auf dem Linoleumboden liegen bunte Flickenteppiche und auf der Mittelachse des Raumes steht ein schwerer Eichenholztisch mit vier Laden, auf dem geschnitten, geklopft, gerührt, gewalkt und gegessen wird. Dazu gibt es sechs passende Stühle.

Jeden Donnerstag verkocht Großmutter stundenlang Schweinsfüße und -ohren mit Suppengrün und Kerbelkraut, bis tranig riechende Dunstwolken den Raum durchziehen: ihre geliebte geselchte Suppe. Wenn meine Mutter kocht, riecht es nach Gemüseauflauf mit Käsekruste, frisch gefangenen Fischen glasig an der Haut gebraten, jungen Kartoffeln in gesalzener Butter und Petersilie geschwenkt, nach frisch geernteten, sonnenwarmen Paradeisern und

Kopfsalat vom Garten, herb und kühl, gewaschen unter dem eiskalten Strahl der Gartenpumpe.

Freitag, wenn mein Vater Frühschluss auf der Werft hat, versammeln wir uns um vier zur Jause um den Tisch. Unter den tief hängenden Rauchscheiden von Pfeife und Zigaretten schneidet meine Mutter einen ofenwarmen Obstkuchen auf; er duftet nach Zimt und dem süßen französischen Likör, von dem sie immer ein klein wenig, „nicht mehr als einen Fingerhut voll“, in den Teig mengt. Großmutter stellt die Kaffeekanne und den braunen Tonkrug mit heißer, schaumiger Milch auf den Tisch und Punkt vier Uhr schaltet Großvater *Vertraute Melodien* auf Radio Wien ein.

Meine Mutter vertritt die Meinung, dass zum „Gescheitsein“ Schwimmen und Lesen reichen, denn, „hinterher weiß man immer mehr“. Mit fünf werde ich Mitglied im SC Neptun, trete zur Seepferdchenprüfung an und lerne lesen. Im Sommer darauf erhalte ich das Frühschwimmerabzeichen und kaum bin ich in der zweiten Klasse, nerve ich Sonntagsbesucher mit dem Auftragen von Gedichten und Balladen wie *Es ist ein Schnitter, der heißt Tod, er mäht das Korn, wenn's Gott gebot* oder *Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp, zu tauchen in diesen Schlund*.

Mit acht werde ich in die Trainingsgruppe von Fachlehrer Schmied aufgenommen, hechte viermal die Woche jeden Morgen ins Becken, 25 Meter, Wand, Wende, hin und her und am Nachmittag wieder, beiße die Zähne zusammen und heble durch das Chlorblau, in den Ohren die Beschwörungsformeln meiner Mutter: „Kraft, Kondition, Körperbeherrschung, darauf kommt es an. Du musst lernen, bei jedem Training über den Schmerzpunkt hinaus zu gehen, wenn du nicht mehr kannst, schwimmst du einfach weiter.“

„Mach aus dem, was du hast, das Beste. Du hast eine ganze Menge, also werde nicht Zweite oder Dritte, daran wird sich niemand erinnern. Gewinne!“

Sie spricht auch von Charakter, Ehrlichkeit und Klasse, sie spricht von *Stil* und meint damit nicht meine Schwimmtechnik. Und ich tue, was meine Mutter sagt: *Mit Willenskraft das Ziel erreichen* steht auf der ersten Seite meines Trainingsbuches.

Mit zehn gewinne ich bei einem Schülerjahrgangswettkampf über die 50 Meter Freistil in einer schnelleren Zeit als der Beste unter den Buben meiner Altersklasse. Was mir von ihm und zwei seiner Freunde die Drohung einer Tracht Prügel einbringt, wenn ich so was noch einmal versuchen sollte. Und der ‚*Tagespost*‘ bin ich eine zehnzeilige Erwähnung wert unter der Überschrift *Eine Nixe taucht auf*.

Meine Mutter und ich, wir schmieden an unseren Plänen für die nächsten Jahre: Schüler- und Jugendwettkämpfe, Staats- und Landesmeisterschaften,

träumen uns dem Höhepunkt, der Qualifikation für die Aufnahme in die Weltmeisterschafts- und Olympiamannschaft entgegen.

Wozu soll ich mich mit Latein und höherer Mathematik abplagen?

Ich bin das, was die Leute ein *hoch aufgeschossenes Ding* nennen, trage Trainingsanzüge, deren Hosen immer zu kurz sind, Jeans oder zerknautschte Faltenröcke, Fruits of the Loom T-Shirts und Sweater mit dem Emblem des SC Neptun. Vom Schwimmtraining ist mein Körper sehnig und kräftig. Es kommt vor, dass mich Fachlehrer Korn, der Leibeserziehung für Knaben unterrichtet, aus einer Unterrichtsstunde heraus in den Turnsaal rufen lässt. „So Buben, jetzt schaut euch einmal an, wie man ein Seil hochklettert, schaut gut zu und dann könnt ihr euch schon einmal schämen.“ Ich ziehe meine Schuhe aus und zeige es ihnen, ein Kinderspiel für mich, niemand muss das Seil halten, mir doch egal, wenn es schwingt. Sie stehen im Kreis, in ihren schwarzen Shorts und weißen Leibchen, grinsend, mit roten Wangen, halten die Köpfe schief und versuchen, mir unter den Rock zu schauen. Ein paar spielen die Gelangweilten und einige von ihnen werden mir später in der Pause oder nach der Schule blöde Sprüche hinterher rufen. Beim gemischten Völkerballspielen zahle ich es ihnen dann zurück, werfe den Ball hart und genau, und es kann schon vorkommen, dass einer mit blutender Nase in den Waschraum geführt wird, wo sie ihm kalte Tücher in den Nacken legen.

Im Sommer radle ich in kurzen Hosen und barfuß zum Schwimmbad. Zur Schule darf ich nicht in Shorts kommen, deshalb habe ich in meinem Seesack Rock und Leinenschuhe verstaut. Im Winter, wenn Schnee liegt oder es zu kalt ist, um mit dem Rad zu fahren, bringt mich mein Vater am Morgen zum Schwimmtraining. Ich sitze hinter ihm auf dem Motorrad, in Cordhosen und Schnürschuhen, Kapuzenjacke und roter Wollmütze, auf dem Rücken den Schulrucksack und quer über der Brust den Nylonbeutel mit den Schwimmsachen. Unter dem Vordach vom Seiteneingang warten schon die anderen Mädchen aus meiner Trainingsgruppe, bis der Bademeister aufsperrt. Da stehen sie, Gundi und Poppi, die eine Klasse über mir sind und die Mädchen vom Anton-Hanak-Gymnasium, Wieselchen Meier und Thea Hohlbein, beobachten mich und meinen Vater, diesen Kerl, dem ständig eine Zigarette im Mundwinkel klebt, tuscheln und kichern, erwidern kokett sein Winken, wenn er dann davonbraust.

Spätabends, wenn meine Eltern ausgegangen sind oder im Wohnzimmer fernsehen und ich schon längst schlafen sollte, weil ich um sechs Uhr aufstehen und eine halbe Stunde später zur Schwimmhalle radeln muss, liege ich in meinem Mansardenzimmer im Bett und lese. *In sternenloser, finsterer, rabenschwarzer Nacht schritt ein einzelner Mann durch die flache Ebene, auf der*

Heerstraße, die von Marchiennes nach Montsou führt, zehn Kilometer lang, geradeaus durch Rübenfelder sich hinziehend.

Das Buch habe ich aus der Leihbücherei. Fräulein Zipposch, die Leiterin, hat mich gefragt, für wen ich das Buch ausleihe. „Doch nicht für dich, oder?“

„Nein, nein, für meine Mutter“, habe ich gesagt.

„Schweig Vieh“, sagte er, „und die Füße weg, sonst nehme ich einen Stuhl, um dich totzuschlagen.“

„Ich möchte, dass du mir zeigst, was du liest“, sagt meine Mutter ein paar Tage später.

„Tu ich doch!“

„Tust du nicht“, sagt sie und da weiß ich, dass Fräulein Zipposch den Mund nicht gehalten hat. „Lüg nicht. Und frag mich, wenn du etwas nicht verstehst.“

Und irgendwann frage ich sie dann, warum in den Romanen immer die jungen Männer in die Welt hinausgehen und die Mädchen zu Hause bleiben müssen.

„Weil sie keinen Mumm haben“, erklärt sie mir. „Kümmere dich nicht drum. Lies was anderes. Du wirst in die Welt hinausgehen, das verspreche ich dir!“

Mein Vater liebt seine Frau, seine Familie, seine Arbeit, seine Freunde, das Café Schwob und den Fußballplatz: Er ist *der große Häuptling, der König in seinem Reich*. Wenn etwas kaputt gegangen ist, irgendwas im Haus oder von meinen Spielsachen, und meine Mutter ihn fragt, „Georg, glaubst du, du kannst das reparieren?“, oder ich raunze, „Ach Papa, kannst du’s wieder ganz machen?“, dann grinst er von einem Ohr zum anderen und reibt sich die Hände, als wolle er Funken schlagen. „Und ob ich das reparieren kann! Ich kann alles, ich kann sogar übers Wasser gehen, wisst ihr das nicht? Da werd ich doch so eine alte Küchenmaschine wieder in Gang bringen!“

„Rechnen lernt man am besten beim Kartenspielen.“

Diese Meinung teilt er mit meinem Großvater. Bevor ich noch in der Schule zwei und zwei zusammenzählen lerne, weiß ich schon, dass die höchstmögliche Kombination beim „Black Jack“ aus einem Ass und einem Bild oder einem Zehner gebildet wird und die Bank dafür 3:2 auszahlt. „Wer lang nachdenkt, macht den falschen Zug“, erklärt er mir, wenn wir Dame oder Halma spielen, und meine Mutter widerspricht ihm nicht, denn das gilt auch fürs Schwimmen.

Jeden Freitag nach dem Abendessen startet er sein Motorrad und fährt mit Großvater auf dem Sozius in die Stadt: Kartenabend. Großvater wird von

seiner Tarockpartie beim Hubertuswirt erwartet und mein Vater trifft sich mit Freunden im Café Schwob.

Punkt zehn wird Großvater von einem seiner Kartenspezis mit dem Auto nach Hause gebracht; mein Vater taucht erst später auf, irgendwann vor Mitternacht.

Immer wache ich auf vom Geräusch seines Motorrades, auch wenn er die letzten Meter zu unserem Haus das Gas drosselt. Ich lausche auf das Einschnappen vom Gartentor, das leise Knirschen, wenn er die Maschine über den Kiesweg schiebt, stehe auf, schleiche barfuß hinunter in die Küche und warte dort auf ihn. Am Fuß der Verandatreppe zieht er seine Schuhe aus und kommt in Socken die Stiegen herauf, lächelt, wenn er mich im Pyjama da stehen sieht, legt seinen Finger auf die Lippen und ich tue es ebenso.

„Na, du“, sagt er und drückt mich an sich, „willst dir wieder die Nacht um die Ohren schlagen, was?“ Seine Wangen sind gerötet und kühl vom Fahrtwind. Er zieht seine Lederjacke aus und ich hänge sie auf den Haken neben der Türe.

Aus dem Kühlschrank nimmt er eine Flasche Gösser und eine Dose Sardinen, dreht den Deckel, ruck-zuck, zu einer sauber geformten Spirale, schneidet Brot. Ich knie mich auf den Stuhl, stütze die Ellenbogen auf den Tisch, schaue ihm zu, wie er die Sardinen auf den Brotschnitten verteilt, ein wenig Öl, ein paar Spritzer Zitronensaft darüber träufelt, spüre, wie mir das Wasser im Mund zusammenläuft.

Ich bin glücklich in dieser Stunde, in der ich alles darf, von dem Sardenbrot essen und dann meine Zunge durch die weiße Schaumblüte tauchen und einen Schluck von dem herben, kühlen Bier trinken. Er und ich, wir sind Verbündete in der dunklen Nacht, wir verraten einander nicht.

Wir setzen uns auf die Polsterbank unterm Fenster, er räumt seine Hosentasche aus, stapelt Fünf- und Zehnschillingstücke auf der Nähkommode neben dem Radio auf, legt noch ein paar Scheine dazu und das bedeutet, er hat beim Kartenspielen gewonnen. Ich hole meine Sparbüchse von der Stellage und er wirft ein paar von den Münzen hinein. Seine Finger sind ockerfarben vom Nikotin, an der Kuppe und unter dem Nagel des Zeigefingers Spuren von grüner Billardkreide. Sein Hemd riecht nach Rauch und Fernet.

Schön ist es, für eine Weile so bei ihm zu sitzen, eingebettet in seinen Arm, zu hören, dass ich sein Engel bin, sein Goldschatz, sein Ein und Alles.

Ich darf das Radio aufdrehen. „Beim Ertönen des Gongschlages ist es null Uhr“, sagt der Sprecher, dann kommt *Musik zum Träumen*.

Wir singen leise mit der Musik mit, Rauch kräuselt über unseren Köpfen, er trinkt genießerisch sein Bier und bevor mir die Augen zufallen, schickt er mich zurück ins Bett.